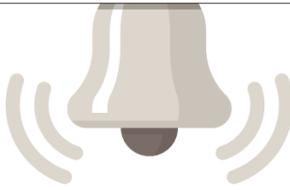


CLOSING BELL



Getestet

von Gabriella Hunter

... Sony WH-1000XM3

Flugreisen brauchen bisweilen starke Nerven: Turbinengeräusche, Kindergeschrei und schnarchende Nachbarn sorgen dafür, dass sich einige Stunden in der Luft schnell wie Tage anfühlen. Nicht so mit Noise-Cancelling-Kopfhörern von Sony. Mikrofone nehmen den Schall auf und überlagern störende Geräusche mit gegenläufigen Schallwellen. Das Ergebnis: Das Dröhnen des Flugzeugs etwa verschwindet im Nu. Der WH-1000XM3 begeistert aber nicht nur mit Stille, sondern auch mit seiner Tonqualität. Es lohnt sich, die Tonoptimierung zu nutzen und die Equalizer-Einstellungen auszuprobieren. Vor allem Freunde von starken Bässen kommen auf ihre Kosten.

Für die Bedienung stellt Sony die Smartphone-Applikation Headphones Connect zur Verfügung. Das Programm ist einfach aufgebaut und erlaubt verschiedene Einstellungen. Wie zum Abspielen der Musik wird der M3 dazu über Bluetooth mit dem Handy verbunden. Im Test funktionierte die Verbindung einwandfrei. Gerade im Flugzeug ist auch das mitgelieferte Kabel nützlich, damit lässt sich das On-Board-Entertainment geniessen. Praktisch ist zudem die automatische Unterbrechung des Programms, sobald der Kopfhörer nicht mehr auf den Ohren liegt, respektive die Wiederaufnahme, wenn er wieder aufgesetzt wird.

Etwas gewöhnungsbedürftig ist die intelligente Eigeninitiative des Kopfhörers. Sensoren registrieren die Körperhaltung und passen Lautstärke, Tonabmischung und Noise Cancelling an, wenn sich die Hörerin bewegt. Da erweist es sich als Glück, bleibt die Bewegungsfreiheit im Flieger eingeschränkt. Störender ist im Flugzeug wie im Zug die Grösse des M3. Wie bei vergleichbaren Modellen wurde nicht mit Material gespart, und der M3 ist nur geringfügig kleiner als der Vorgänger. Das ist durch die hohe Funktionalität zwar gerechtfertigt, aber sämtliche Einschlafversuche scheitern. Nichtsdestotrotz bietet Sony mit dem WH-1000XM3 ein hochwertiges Produkt zu einem fairen Preis ab aktuell 350 Fr.



Kaffee mit ...

... Narayana Murthy, Gründer Infosys

Es ist nicht ganz einfach, den unscheinbaren Mann in der Lobby des Zürcher Nobelparkhotels Baur au Lac ausfindig zu machen. In einem etwas zu grossen, schwarzen Wintermantel gehüllt sitzt er schliesslich da, Narayana Murthy. Dem Reporter bietet er mit sanfter Stimme eine Tasse Tee in feinem, weissem Porzellan an. Der schmächtige Mann nimmt sich Zeit, bevor er in leicht indisch gefärbtem Englisch in druckreifen Sätzen zu sprechen beginnt. «Ich hatte mir nie vorgestellt, Unternehmer zu werden. Für mein Umfeld wäre es wichtiger gewesen, dass ich in den Staatsdienst eintrete», sagt er. Murthy stammt aus einer Brahmanenfamilie und wurde 1946 in Mysore geboren, im Südwesten Indiens. Sein Aufstieg zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des Landes begann eine dreistündige Zugfahrt von Mysore entfernt, in Bangalore. Dort gründete er 1981 mit Ingenieurskollegen und einem Startkapital von 250\$ Infosys – heute ein globaler IT-Dienstleister mit 217 000 Mitarbeitenden, an der Börse 42 Mrd. \$ schwer. 21 Jahre lang, bis 2002, leitete Murthy Infosys als Konzernchef, bis 2011 als Präsident. «Ich gehöre nicht mehr dem Unternehmen an. Ich habe schon lange losgelassen», will er festhalten.

Für Indien ist Infosys nicht irgendeine IT-Firma. Das Unternehmen steht sinnbildlich für den globalen Siegeszug der indischen IT-Industrie. Die Erfolgsgeschichte von Infosys sucht ihresgleichen, und doch war auch sie nicht vor Krisen gefeit. Zuletzt gab es 2017 negative Schlagzeilen wegen einer Akquisition und umstrittenen Entschädigungen an das Management. Auf die damaligen Probleme angesprochen, wird Murthy energisch. «Als grösster Einzelaktionär fühle ich mich verantwortlich, dass die Governance stimmt. Ich habe das Recht, aufzustehen und die Entscheidungen des Verwaltungsrats zu hinterfragen», sagt er. Murthys Widerstand gegen den Kurs «seines Unternehmens» endete mit dem Abgang des damaligen CEO, Vishal Sikka. «Ich kam nur vorübergehend zurück, als das Unternehmen Probleme hatte. Wir wählten einen neuen CEO, und dann ging ich wieder», sagt Murthy, um das Thema abzuschliessen.

Dass Infosys eine solche Erfolgsstory werden würde, hatte er sich nicht vorstellen können. «Es war auch nie das Ziel. Unser Ziel war es, das am meisten respektierte Unternehmen zu sein», sagt er. «Werte» und «Respekt» sind wiederkehrende Wörter in Murthys Sätzen. Den eigenen Wertekanon haben allen voran seine Eltern vorgelebt. «Mein Vater gab mir Grundwerte wie Fleiss, Ehrlichkeit und Bescheidenheit mit. Meine Mutter lehrte mich Mitgefühl und Opferbereitschaft. Meine Lehrer schliess-



lich blühen mir ein, das Interesse der Gesellschaft vor mein eigenes zu stellen», sagt er. Murthy beschreibt sich als Anhänger der Lehren von Mahatma Gandhi und Max Weber. «Gandhi lehrte mich, mit eigenem Beispiel voranzugehen. Weber vermittelte mir die Wichtigkeit von Fleiss, Sparsamkeit und Ehrlichkeit. Die protestantische Arbeitsethik hat mich in all diesen Jahren gut angeleitet», sagt er.

Im Geiste war Murthy aber nicht immer Unternehmer. Es ist das Ergebnis eines Erkenntnisprozesses, der in den Siebzigerjahren begann. Murthy reiste damals per Anhalter von Paris nach Indien. Ein Schlüsselerlebnis hatte er in Niš, im damaligen Jugoslawien. Dort kam er ins Gefängnis. «Das einzige Verbrechen, das ich mir zuschulden habe kommen lassen, war, dass ich ein serbisches Mädchen angesprochen hatte», erzählt Murthy. «Ich wurde 140 Stunden in eine Zelle gesperrt, mit kaum etwas zu essen oder sich zu trinken.» Nach dieser Erfahrung sei ihm klar geworden, dass er sich nie einem System anschliessen könnte, das Menschen so behandelt. «Und so wurde ich von einem verwirrten Linken zu einem entschlossenen, mitfühlenden Kapitalisten», sagt der Milliardär.

Heute engagiert sich Murthy für die Jugend. «Ich habe grosses Vertrauen in die jungen Leute. Sie haben ein viel grösseres Bewusstsein für die Herausforderungen, die zu bewältigen sind, als ältere Generationen. Wenn die Jungen es nicht verstehen, ein friedliches und nachhaltiges Umfeld zu schaffen, wird es unseren Planeten nicht mehr sehr lange geben», stellt er fest. Befindet er sich nicht auf Reisen oder hält Vorträge, liest er viel. Zurzeit befasst sich Murthy mit Einsteins Relativitätstheorie, aber auch die Arbeiten der Physiker Georges Lemaître oder Alexander Friedmann faszinieren ihn. «Ich will Probleme lösen, ich genieße das.» Diese Art Lektüre ermüde ihn aber schneller als früher, schmunzelt er. *Ellamm Mordrelle*

Was macht eigentlich ...

... Silvio Borner, Wirtschaftsprofessor

Er gilt als einer der Väter der neoliberalen Wirtschaftswissenschaft in der Schweiz und als kritischer, unabhängiger Geist: Silvio Borner, emeritierter Professor an der Universität Basel. Der bekennende Marktliberale ist einer der führenden Vertreter der politischen Ökonomie im Lande und denkt auch mit bald 78 Jahren nicht ans Aufhören, wie er im Gespräch mit «Finanz und Wirtschaft» erzählt. Bis heute trifft man Borner in der Basler Wirtschaftsfakultät, die er ab 1988 zeitweise als Gründungsdekan führte. In einem Eckbüro mit Blick auf das Gleisbett des Hauptbahnhofs arbeitet Borner noch als Präsident des Beraterelements der von ihm gegründeten Summer School. Darin geben Professoren der Universitäten Washington, New York und Yale kostenlose Kurse für die Basler Studierenden.

Neben der Familie ist die Uni Borner Lebensmittelpunkt. Schliesslich wurde er auch einst auf Lebenszeit ernannt, sagt der gebürtige Berner. Lehre, Forschung und politische Wirkung, diesen Dreiklang muss ein Wirtschaftsprofessor seiner Meinung nach anschlagen. So hatte Borner vor allem auch Wirkung als Ausbilder. Aus seiner Schule sind mit die bekanntesten zeitgenössischen Schweizer Ökonomen hervorgegangen: Aymo Brunetti, Beatrice Weder di Mauro, Thomas Straubhaar, Rolf Weder oder der Politologe Dieter Freiburghaus. Mit ihnen führte Borner viele Forschungsprojekte, aus denen auch einige Bücher mit direkten politischen Reformvorschlägen entstanden. Als eines seiner einflussreichsten Werke gilt «Schweiz AG: Vom Sonderfall zum Sanierungsfall?». Das Buch erschien Anfang der Neun-



Silvio Borner vor seiner Emeritierung im Jahr 2004. Noch heute ist er an der Universität Basel aktiv.

BILD: GAETAN BALLY/KEYSTONE

zigerjahre und attestierte dem Land fehlende Innovation, mangelnde Öffnung gegen aussen und zu wenig Wettbewerb im Innern. In den folgenden Jahren kam es zu internationaler Öffnung und zum Abbau innerer Regulierungen. Die Situation von heute erinnert ihn leider wieder an diese ungewisse Phase.

Sein jüngstes wissenschaftliches Werk «Über Schulden und Überschuldung» erschien 2014. Es war wohl, wie er sagt, sein letztes. Doch in Sammelbänden, Sachbüchern und Medienbeiträgen äussert sich Borner nach wie vor kritisch zu politökonomischen Themen. Sei es zur Energie-, Gesundheits-, Geld- oder Europapolitik. Zurzeit überlegt er in einem Kreis zusammen mit Konrad Hummler und Tito Tettamanti, wie sich die Schweiz neu international orientieren könnte, sollte das Rahmenabkommen mit der EU zustande kommen oder nicht. Borner selbst steht dem Vertragswerk kritisch gegenüber. «Dabei geht es nicht um Lohnschutz oder fremde Richter, sondern um politische Souveränität und direkte Demokratie», sagt Borner.

Auch die Energiestrategie des Bundes kritisiert Borner. Zuletzt gab er mit dem Ex-Chef der ETH-Konjunkturforschungsstelle Kof, Bernd Schips, die Studie «Versorgungssicherheit – Vom politischen Kurzschluss zum Blackout» heraus. Die Stimme der Ökonomen werde immer leiser, bedauert Borner. Dabei könnten gerade die Wirtschaftsprofessoren die Unabhängigkeit der Universitäten dazu nutzen, auch unbequem zu sein. Vor diesem Hintergrund schlug Borner selbst einmal ein gut dotiertes Angebot der Credit Suisse aus, deren Chefökonom zu werden. Dankend erklärte er Rainer E. Gut: «Assistent war ich schon einmal.» *Valentin Ade*